

Identität zwischen Selbstverständnis und Fremdzuschreibung

Auf Spurensuche in Biografie und Werk jüdischer Sozialwissenschaftler

Auf die Frage, ob er sich selbst eher als Deutschen oder als Juden ansieht, antwortete Norbert Elias einmal: Beides konkurriert nicht miteinander. Dies könnte als Devise dieser Studie dienen, die der interessanten Frage nachgeht, wie sich die soziokulturelle Herkunft und das wissenschaftliche Werk von Sozialwissenschaftlern im biografischen Einzelfall verbinden. Der Akzent liegt auf dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts – jener Zeitspanne, in der sich die Soziologie als Wissenschaft durchsetzen konnte, die aber zugleich für die Juden in Europa zur Schicksalsepoche werden sollte. Die sieben von Ama-

lia Barboza und Christoph Henning zeigt sich, dass der Nachruhm häufig durch unkontrollierbare Ereignisse beeinflusst wird. Der Philosoph und Publizist Theodor Lessing, auch er ein deutsch-jüdischer Außenseiter im Gelehrtenpektrum, hat gerade in jener Zeit, für die dieses Buch maßgeblich ist, von den »Komödien des Ruhmes« gesprochen, die über Reputation und Vergessen entscheiden.

Die politische und gesellschaftliche Bruchstelle, die der Anstieg des Nationalsozialismus darstellte, hat die meisten dieser Wissenschaftler zur Flucht in die Emigration gezwungen. Das kulturelle Fundament, auf das sich – zum Teil schon gegen gravierende Widerstände – Forschung und Leben bis dahin gestützt hatten, fiel endgültig in den Abgrund. Für viele, die von der gewaltsamen Ausgrenzung betroffen waren, war dieses Fundament aber nicht zwingend identisch mit ihren jüdischen Wurzeln. Einige Sozialwissenschaftler bauten eine Beziehung zum Judentum erst infolge dieser einschneidenden Erfahrung auf. Von Marie Jahoda, die später in New York lehrte, ist der Satz überliefert: »Wenn es keinen Hitler gegeben hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht so bewusst jüdisch, wie ich es bin.«

Den Ausgangspunkt bildet die Überlegung, ob die Zugehörigkeit zum jüdisch-intellektuellen Milieu als Vorausbedingung für die Affinität zur Sozialwissenschaft gelten darf – eine Frage, die seit geraumer Zeit kontrovers diskutiert wird. Gibt es für die spezifische Konstellation, jüdisch und zugleich »soziologisch aktiv« zu sein, feststehende Schlüsselbedingungen? Zu Recht weisen die Herausgeber darauf hin, dass entsprechende Zuschreibungen (als Rekonstruktionen historischer Verhältnisse) nicht automatisch mit dem Selbstverständnis der betroffenen Wissenschaftler zusammenfallen – und ihm mitunter sogar widersprechen. Bei Konstruktionen des »Typischen« ist stets Skepsis angebracht; umso plausibler ist es, sich dem Thema in Einzelstudien anzunähern.

Ein Beispiel aus der heterogenen Auswahl bildet der heute nahezu vergessene Gottfried Salomon-Delatour. In den 1920er Jahren ein namhafter Protagonist der soziologischen Szene, der bei Georg Simmel promoviert hatte, zählte er seinerseits Adorno und Horkheimer, die Köpfe der späteren »Frankfurter Schule«, zu seinen Hörern. Seine Beschäftigung mit dem Judentum kreist um die »Rationalisierungen« des jüdischen Selbstverständnisses. Salomon-Delatour entwickelt das Motiv eines »neuen Standortes«, der politische und kulturelle Fragen auslotet, ohne damit – wie es andernorts geschieht – dem Topos der jüdischen »Standortlosigkeit« zu verfallen. Die exemplarische Studie über Leben und Werk dieses »Juden im Denken«, wie er sich im Pariser Exil nannte, verschweigt nicht die Ironie, dass gerade dieser um Differenzierung bemühte Soziologe in zeitgenössischen Nachrufen stereotypisch »judaisiert« wurde.

Gemeinsam ist den Beiträgen des Bandes, dass sie zeigen, wie eng die selbstbewusste Abgrenzung gegen die religiöse Tradition mit einem aktiven Engagement verbunden sein kann, das diese Distanzierung partiell wieder aufhebt. Bei Albert Salomon drückt sich die – in soziologische Theorie gegossene – Rückkehr zu den persönlichen Wurzeln recht deutlich aus, während Freud zeitlebens sein jüdisches Erbe weder verleugnete noch pflegte. Hannah Arendt schließlich hat ihren Absprung von der Tradition damit begründet, dass Judentum und Deutschtum keine Einheit bilden; damit wurde das Jüdisch-Sein für sie wider Willen doch zum Nationalitätsersatz.

Den beiden Autoren gelingt es, den Zwang zur veränderten Identitätswahrnehmung von Wissenschaftlern im Brennpunkt der beiden Leitmotive Judentum und Soziologie nachzuzeichnen. Wertvoll und nützlich ist dieses Buch damit nicht nur für die Sozialwissenschaft, sondern auch für die Geschichtsschreibung der Wissenschaft.



Amalia Barboza, Christoph Henning
Deutsch-jüdische Wissenschaftsschicksale – Studien über Identitätskonstruktionen in der Sozialwissenschaft
 Transcript Verlag, Bielefeld 2006, ISBN 3899425022, 288 Seiten, 28,80 Euro.

lia Barboza und Christoph Henning edierten Beiträge bieten Einblicke in das Selbstverständnis und die Identitätsfindung jüdischer Wissenschaftler. Die Analysen widmen sich sowohl bekannten Akteuren wie Sigmund Freud und Hannah Arendt als auch weniger prominenten Persönlichkeiten. Mit Karl Mannheim ist ein Soziologe vertreten, der frühzeitig feststellte, dass die Distanz zu seinem persönlichen Lebenshintergrund die Neigung zur Soziologie beförderte. Er lehrte bis zu seiner Emigration im Jahr 1933 an der Universität Frankfurt und hat mittlerweile den Status eines Klassikers.

Es ist verdienstvoll, dass vermeintliche »Randgestalten« wie Albert Salomon, Marie Jahoda oder Bruno Bettelheim ebenfalls in den Fokus geraten. An ihren Biografien

Der Rezensent

Dr. Thorsten Benkel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Gesellschaft- und Politikanalyse der Universität Frankfurt.